

Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **16 (1932)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ben, d. h. des Latein; sie ließen sich ebenso selbstverständlich nur dann zu Neuschöpfungen herbei, wenn sie etwas mitzuteilen hatten, das in seiner Art neu und daher durch ein geeignetes Wortzeichen nicht im überlieferten Sprachschatz vertreten war. In den gelehrten Büchern von heute besteht das Neue, welches zu Markt gebracht wird, vielfach nicht in einem neuen Gedanken, sondern einzig in dem neuen fremdsprachlichen Fachwort, das einer erzeugt, während der Inhalt, den er mit seiner Hieroglyphe umschreibt, seine genaue und unzweideutige Fassung längst in einem verschmähten Ausdruck der deutschen Sprache erhalten hat. Groß sind besonders die Physiologen auf diesem Gebiet, wie sich an zahlreichen Beispielen aufweisen ließe. Es wird, selbst dem Bewanderten gegenüber, durch solche Vogelscheuchen von Wörtern oft der Eindruck erweckt, als ob von ihrem Urheber wirklich etwas ganz Außergewöhnliches oder zum mindesten in seiner Bedeutungsfarbe von bekannten Inhaltsbestimmungen wesentlich Verschiedenes vorgebracht würde. Denkt man aber über das nach, was sie mit ihrem Kunstausdruck sagen, so merkt man sehr bald, daß es das Alltäglichste und Bürgerlichste ist, was sich vorbringen läßt, und daß es nur in großer, gerne griechisch aufgedonneter Gewandung hier erscheint, um für mehr gehalten zu werden, als es tatsächlich bedeutet.

Es wäre erfreulich, wenn die junge Generation von diesen neuscholastischen Gewohnheiten Abstand nähme. Denn wo es an klarem und aufgeräumtem Denken nicht fehlt, wird die deutsche Sprache auch dem Gelehrten jederzeit ein passendes Wort oder das Material für treffliche Neubildungen kostenlos zur Verfügung stellen. Die Jungen werden sich dann auch nicht mehr zu beklagen haben, der Segen ihrer Arbeit dringe nicht hinaus und mache sich nicht in der Färbung des Zeitgeistes spürbar. Sondern sie werden mühelos ihre Gedanken in jedem erwecken, der ihre Schriften ergreift.

Mit Erlaubnis des Verfassers aus der Zeitschrift „Natur und Technik“ (Verlag Rascher & Cie.), II. Jahrg., Heft 2.

Nachtrag. Es ist ein schwacher Trost, daß sie im Französischen am selben Uebel leiden. Der französische Gelehrte André Lichtenberger klagt ebenfalls darüber und bringt aus einem Werk der Heilkunde folgendes Beispiel dieses „charabia“:

«Le xanthématose de cet hypermacroscèle platyrchinien est la conséquence d'un aspectisme hépatique deutéropatique, et la corruption scrotale du malade provient d'une myélodysplasie qui se traduit, en outre, par une gérodermie génitodistrophique, ce qui n'explique, d'ailleurs, ni l'astromanie ni l'éligodispsie de ce tenatophobe.»

Stammen diese wissenschaftlichen Rätsel aus dem Griechischen, das dem Franzosen kaum näher liegt als dem Deutschen, so stammen die „französischen“ Ausdrücke eines Gebietes, das noch stärker der Mode unterworfen ist, aus dem Englischen. Wer folgendes Geschichtlein ins „Deutsche“ übersetzen will, hat es leicht, denn er kann die Hälfte der Wörter einfach stehen lassen, sie sind ja — englisch:

«A l'arrivée de l'express, le globe-trotter sortit de son wagon de sleeping, et, accompagné de son manager, gagna le palace, vêtu d'un pull-over ou d'un sweater sous son trench-coat. Il prit son breakfast dans le hall. Il alla voir le yearling au paddock, luncha au grill-room, assista au match de rugby et au handicap de steeple-chase, prit pour son five-o'clock un cocktail avec toast, en prononça un. Ayant revêtu son smoking, il dina au club, y refit son speech, applaudit au music-hall les Sisters Dolly, voulut faire du fooling pour regagner son home et, assailli par un pickpocket, le mit knock-out d'un swing magistral.»

Auch das stolze Frankreich streicht vor der englischen Weltsprache die Segel.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

In der letzten Nummer war die Frage gestellt, was in der Formel: „Von Herrn ... Franken ... dankend empfangen zu haben, bescheinigt ...“ unrichtig sein könnte.

Nun, unbedingt falsch ist es nicht; man kann sich die Sache auch so denken. Besser aber ist eine andere Form, und gemeint war es wohl so:

„Von Herrn ... Franken ... empfangen zu haben, bescheinigt dankend ...“ Also: der Dank gehört nicht zum Empfang, sondern zur Bescheinigung. Daß man den Empfang bescheinigt, ist eine gesetzliche Pflicht und eine rechtliche Notwendigkeit; denn auf Grund dieser Bescheinigung kann der Geber sein Geld wieder zurückverlangen. Daß der Schuldner damals das Geld mit Dankbarkeit im Herzen empfangen habe, ist ja schon anzunehmen; es ist aber gesetzlich und rechtlich nicht wichtig. Der Schuldner, der da meint, sein Gläubiger lege Wert darauf, daß er ihm auch noch seine dankbaren Gefühle schriftlich bestätige, der überschätzt die Bedeutung dieser Gefühle; man könnte ihm das fast als Unmaßung auslegen. Dagegen scheidet es sich doch, daß er die Gelegenheit der Bescheinigung benutzt, um auch noch in aller Bescheidenheit seinen Dank beizufügen.

Ein neues Beispiel: Letztes Jahr wurden Mitglieder einer großen, wissenschaftlich geleiteten schweizerischen Gesellschaft zur Hauptversammlung eingeladen, an der u. a. folgende „Traktanden“ zu behandeln waren:

3. Wahlvorschlag des Rechnungsrevisors und seines Ersatzmannes.

4. Wahlvorschlag eines Ehrenmitgliedes.

Was ist da nicht in Ordnung?

Briefkasten.

H. B., 3. Sie wollen „trainieren“ verdeutschen durch „trehnen“. Man kann sich ja fragen, ob, je nach dem Fall, „üben, einüben, stählen“ u. a. nicht genügen würden, aber unsere Sportsleute werden sich das englische Wort schwerlich mehr nehmen lassen; also wollen wir's unserm Schnabel und unserer Feder anpassen, und da ist wohl die Form „trehnen“ die beste. Sie verhält sich in der Tat wie Vater Jahns „turnen“ zu „tourner“. Gewiß ist „ing“ nicht nur eine englische, auch eine niederdeutsche Endung, aber „Trehnung“ statt „Trehnung“ schiene uns doch besser gebildet und ebenso verständlich. Lassen Sie sich durch das Hohngelächter der Philister nicht entmutigen!

B. G., St. G. Ihr Vorschlag „Inselsteig“ für die „Troitoirinsel“ ist ausgezeichnet. Was ein Steig ist, weiß man nun nachgerade auch mit dem schlechtesten Willen vom „Bahnsteig“ und vom (freilich nicht gerade einleuchtenden) „Bürgersteig“ her; daß es sich nicht um eine Insel im Wasser=Meere, sondern nur im Verkehrs=Meere handelt, dürfte auch dem Böswilligsten jederzeit aus dem Zusammenhang klar werden. Was könnte man dagegen Vernünftiges einwenden?

G. S., 3. Sie haben recht, der Leitartikler in Nr. 160 der N. Z. Z. meinte wohl *Residuum*, als er schrieb, die zürcherischen Staatskellereien seien ein *Residuum* aus alter Zeit. Aber es gibt ja so viele Wörter auf *um*, z. B. (wenigstens kann man's gelegentlich auch hören) — *Individuum*. — Dagegen wären wir ohne Ihre kühne Einbildungskraft schwerlich je dahinter gekommen, was der Mann im „Zürcher Bauer“ („Bauer“!), Nr. 10 meinte, der erklärte, Montreal sei „die Mondäne Kanadas“. In der Tat könnte er „Metropole“ gemeint haben, wenigstens liegt das, so fern es liegt, doch am nächsten: es fängt mit *M* an und hört mit *e* auf, und in einem Hotel oder Café *Metropole* geht es meistens etwas „mondän“ zu. Unsern Glückwunsch!

Allerlei.

Zürcher Idyll. Wir lesen in der „Thurgauer Zeitung“: Vor kurzem sind wir nach Zürich gegangen und haben dort zu Abend gespeist. Wir wählten nicht etwa ein Lokal in der Bahnhofstraße, sondern ein gutes *Restau-*

rant, das anderswo liegt und bei den einheimischen Kennern guter Platten beliebt ist. Ein sauber und schwarz gekleidetes Mädchen mit weißer Schürze, unverkennbar ländlichem Akzent und erst leicht von der Stadt angekränkelten Manieren bediente uns. Wir waren nicht so gekleidet, daß man uns den Provinztonkel auf eine Stunde Entfernung angesehen hätte. Nachdem wir das Abendessen genossen hatten, wünschten wir von der Servier-tochter zu erfahren, welche Desserts oder Nachspeisen zu haben seien. Sie zählte unter anderem eine „Coupe Susette“ auf. Wir wünschten zu erfahren, woraus eigentlich eine solche „Coupe Susette“ bestehe. Die schwarzgekleidete Maid begann mit der Erklärung. Es sei etwas, das man aus Eiern mache, man tue manchmal auch etwas Mehl hinzu, auch Butter und Zucker, und man benütze es, um Konfitüre hineinzuwickeln. Als wir noch nicht ganz nachstiegen, warf sie einen bemitleidenden Blick auf uns und erklärte dann liebevoll herablassend: „Mi said däm — uf em Land usse — glaub i — au Dmlätt...“ Wir waren geschlagen. Wenn es nicht lustig wäre, so wäre es traurig. Man sieht nur, die Großstadt Zürich mit ihren 250 000 Großstädtern hat einen riesigen Einfluß auf die Bewohner. Da kommt ein junges Mädchen vom Lande, das früher kaum etwas anderes als geschwellte Händöpfel, Schübli, Stieraugen und Omletten genossen hat, läßt sich in einem bessern Lokal als Serviertochter nieder, lernt mehr oder weniger gut die französische Speisefarte auswendig und weiß nach drei Wochen plötzlich nicht mehr recht, was eine „Dmlätt“ eigentlich sei. Immerhin für Leute vom Land kann sie sich noch schwach erinnern, daß man einer „Susette“ auf dem Lande, wie sie glaube, auch Omelette sage. Sie verrät das aber nur denjenigen Gästen, die sie für wirklich ganz ungebildet hält. Die andern könnten sonst vielleicht merken, daß sie noch nicht allzu lange von Dielsdorf, Affoltern am Albis oder Hombrechtikon her in die Stadt eingewandert ist...

Wir freuen uns sehr, in sprachlichen Fragen einmal mit der „Thurgauer Zeitung“ eintig zu sein, und danken ihr für ihre freundliche Unterstützung.

Der verunfallte Wesfall. Im „Kirchenboten für den Kanton Zürich“ vom Juni 1930 zeigt die Kirchenpflege von Fluntern 15 Tausen an und übersteht dabei 14mal die Regel der deutschen Sprachlehre, daß die „Apposition“ in den Fall zu setzen ist, in dem das Beziehungswort steht. So fängt das Verzeichnis gleich an:

Rolf Walter N. des Jakob, Postbeamter, von Tenna, und der Maria, geb. Büchi.

Das kommt darauf hinaus, daß ein ausgewachsener Postbeamter getauft worden ist. Es muß natürlich heißen: „Postbeamten“, wie es nachher (ein Mal!) in demselben Verzeichnis heißt: „... des Dr. rer. cam. Eugen Johannes, Redaktors, von Stäfa.“

Der Wesfall wird auch sonst nicht immer beachtet, besonders bei Fremdwörtern (z. B. schreiben manche: des Kanton Zürich), bei Eigennamen (des Rhein) und bei andern Wörtern (des Jüngling). Aber zum guten Sprachgebrauch gehört immer noch, ihn gewissenhaft zu setzen, wohin er gehört.

Ein Leser.

Daß **der arme Wesfall** in Gefahr ist, haben wir schon mehrfach festgestellt; ein neues Beispiel hat den Schriftleiter kürzlich veranlaßt, folgenden Brief zu schreiben:

... Schon in einer der letzten Nummern der ... der Wochenbeilage Ihres geschätzten Blattes, war mir aufgefallen, daß unter einem Bilde die Erklärung stand: „Reife Aehre des Weizen“. Ich hielt das zunächst für

einen Druckfehler; denn selbstverständlich kann es gar nicht anders heißen als „Weizens“. Nun sehe ich aber in der letzten Nummer (35) denselben Fehler bei „Hafer“; da steht nämlich: „Reife Rispe des Hafer“, während es doch unbedingt heißen muß: „des Hafers“. Da denn doch nicht anzunehmen ist, daß sich genau derselbe Druckfehler wiederholt habe, so muß ich fürchten, es werde nächstes Mal das Bild einer reifen Aehre „des Roggen“ erscheinen. Später käme dann vielleicht einmal der Charakterkopf „eines Berner“, der Schwanz „eines Löwe“, das Bild „eines Hund“ usw. Das wären alles prächtige Beispiele für das „Deutsch eines Schweizer“. Wenn das aber die Leistung „eines Primarschüler“ wäre, so möchte es vielleicht mancher für die Pflicht „seines Lehrer“ halten, die Höslein „dieses Schüler“ etwas zu spannen.

„Eruiierung“. Eine inner-schweizerische „Verkehrskommission“ wandte sich letztes Jahr an den Regierungsrat ihres Kantons mit der Klage, daß ein gewisses Gasthaus zu Unrecht den Namen „Kursaal“ führe; die Verkehrskommission habe aber mit dem Besitzer erfolglos unterhandelt „betreffend Eruiierung des Namens Kursaal“! Der Justizdirektor des Kantons antwortete u. a.: „Es handelt sich wohl um Beseitigung der Bezeichnung „Kursaal“ und nicht um „Eruiierung“, was etwas ganz anderes ist (wir bleiben besser bei unserm Deutsch!).“

Recht so! — Obgleich das Wort „Eruiierung“ heute nicht selten — freilich immer noch gänzlich überflüssigerweise — gebraucht wird, ist es den Leitern dieser „Verkehrskommission“ noch nicht gelungen, seinen Sinn zu „eruiieren“; sie haben es vielleicht verwechselt mit „Elimination“, täten aber besser, es in ihrem Sinne zu „eruiieren“.

Mit einem ähnlichen Mangel an Scharfsinn scheint Herr E. R. begabt zu sein, der in der „Schweiz. Bodenseizeitung“ (21. 1. 31) zum Lob eines früh verstorbenen Mitbürgers sagen zu müssen glaubt: „Angeborenes Talent, rasche und sichere Auffassungsgabe und optimistischer Verneifer befähigten ihn, alle die vorgeschriebenen Examina mit dem Maximum an Semestern zu bestehen.“ Das ist in der Tat eine Leistung: die Höchstzahl von Semestern zu „machen“ und dann noch ein Examen zu bestehen. Nur begreift man dann nicht recht, daß der hoffnungsvolle junge Mann schon mit 24 Jahren gestorben ist. Oder sollte E. R. etwa „Minimum“ gemeint haben? Ihm scheint jedenfalls keine so „rasche und sichere Auffassungsgabe“ zu eignen wie seinem Freunde, auch scheint ihn kein „angeborenes Talent“ zu unterstützen, aber mit etwas „optimistischem Verneifer“ wird er wohl den Unterschied zwischen „Maximum und Minimum“ noch erfassen; vorläufig freilich tut er noch besser, von „Höchst- und Mindestzahl“ zu reden; man merkt doch besser, was er meint.

Echt schweizerisch. In Ostaad gibt es ein „Home d'enfants Bergsonne“. Mehr kann man auch von einem Schweizer nicht verlangen als Englisch — Französisch — Deutsch in einem Atemzuge. Freuen wir uns, daß das Deutsche immerhin noch da ist; in einer „besseren“ Zürcher Wirtschaft (namens Esplanade) spielte diesen Winter „das moderne Schweizer Orchester“, und wie hieß das? — „The four Teddies“! Im „Hotel Bodenhäus“ in Splügen heißt es auf der Weinkarte, wie uns ein freundlicher Leser mitteilt, „Vins d'Austrich“. Es wird uns übrigens ausdrücklich versichert, daß die Führung des Gasthauses viel besser sei als die Rechtschreibung auf der Weinkarte. Aber wie vielen Gästen ist mit diesem Welsch gedient?